

Strumpfhosenverbot: Psychoanalytische und phänomenologische Überlegungen zum Geschlechtswechsel.

Ulrike Kadi

Ein Geschlechtswechsel passiert in erster Linie im Kopf, der bekanntlich auch zum Körper gehört. Ich möchte die Bedingungen, unter denen ein möglichst vollständiger Übertritt von einem Geschlecht ins andere stattfindet, näher beschreiben. Mein besonderes Interesse gilt dabei dem erfinderischen Moment des Sprechens und dem Aufeinandertreffen von Wunsch und Verbot im Körper der GeschlechtswechslerInnen. Der chirurgisch assistierte Wechsel des Geschlechts erfordert eine Kollaboration zwischen der Person, die das Geschlecht wechseln möchte und einem medizinischen Apparat¹, der diesen Wunsch in die Realität umsetzt. Ohne die Fragwürdigkeit der damit einhergehenden Pathologisierung des Phänomens der Transsexualität näher zu untersuchen², stelle ich paradigmatisch eine Fallvignette, die zur Krankengeschichte wird, ins Zentrum meiner Überlegungen.

Herr bzw. Frau B., eine Mann-zu-Frau Transsexuelle, wurde als drittes von vier Kindern in einer Großstadt geboren. Der jüngere Bruder war behindert, das Verhältnis zu den älteren Geschwistern wird von Herrn B. (*Herr B.*, weil die folgende Selbstbeschreibung aus einer Zeit stammt, in der Herr B. erst begann, seine eigene Geschlechtsauffassung zu artikulieren) als distanziert beschrieben. Ihm habe die Möglichkeit gefehlt, mit seinen älteren Geschwistern zu spielen, da er, seit er sich erinnern könne, immer nur über sich selbst nachgedacht habe. Er habe Schwierigkeiten in der Schule gehabt, da er, seit er denken könne, mit der Idee befasst gewesen sei, eine Frau sein zu wollen. Die Atmosphäre in seinem Elternhaus beschreibt Herr B. als bedrückend. Der Vater war Hilfsarbeiter, die Mutter Hausfrau und Gelegenheitsarbeiterin. Notorische Geldprobleme prägten den Alltag. Die Erziehungsmittel seiner Eltern seien teilweise gewalttätig gewe-

¹Ein statistisch ins Gewicht fallendes Phänomen stellt die Transsexualität in österreichischen Krankenhäusern nicht dar. Die Diagnose wird zwar zunehmend häufiger gestellt. Zwischen 1992 und 1999 zeigt sie einen Anstieg von fast 800%. Mit 70 Fällen bleibt sie aber auch 1999 in einem Bereich, in dem sich kein Krankenkassenfunktionär zu einem statement genötigt fühlt.

²Vgl. dazu Lindemann (1993), Hirschauer (1999), tw. auch Sigusch (1995).

sen. Er sei der Gürtelschnalle, mit der seine Geschwister immer wieder „eines drübergezogen bekommen“³ hätten, nur deshalb entgangen, weil er das „Glück“ gehabt habe, dass ihn seine Eltern „leicht durch Reden überzeugt“ hätten.

Bezüglich seines weiblichen Selbstverständnisses nennt Herr B. ein einschneidendes Erlebnis: Mit sechs oder sieben Jahren habe er im Vorzimmer in einer Schublade eine grüne Strumpfhose entdeckt. Er habe sich mit dieser in die Toilette eingesperrt, um sie anzuprobieren. „Das Gefühl war überwältigend, denn ich fand es sehr toll und es erregte mich. Danach hatte ich große Schuldgefühle mir selbst gegenüber, da ich ja ein Bub war, aber eigentlich ein Mädchen sein wollte“ (Anamnesebogen). Als wichtigste Bezugsperson fungierte in dieser Zeit seine Großmutter, die ihm Verständnis für seine psychosexuellen Wünsche entgegen zu bringen schien, insofern sie ihn, der Johann hieß, Hanna nannte.⁴

Als Erwachsener ging Herr B. drei längerdauernde Beziehungen zu Frauen ein. Im Rahmen der letzten war er zwei Jahre verheiratet. Von seiner Frau wurde er wegen längerdauernder Potenzprobleme in urologische Behandlung geschickt. Der vorgeschlagenen Hormonkur unterzog er sich nicht, da er, wie er sagte, wusste, dass er „keine Frau befriedigen“ könne, denn er habe „es selbst als Frau erleben“ wollen. Sozialanamnestisch ist weiters festzuhalten, dass Herr B. neun Pflichtschuljahre absolvierte, eine Handwerkerlehre abschloss und im Bereich des erlernten Berufs zwölf Jahre in der Privatwirtschaft arbeitete. Dann wechselte er in den öffentlichen Dienst, wo er nach weiteren drei Jahren in seinem angestammten Beruf die für ihn völlig neue Position eines Bürogehilfen annahm. Zu diesem Zeitpunkt entschloss sich Herr B., einen operativen Geschlechtswechsel an sich durchführen zu lassen.

Ich fasse das Problem der Transsexualität als einen Kampf um die wahre Bedeutung ihres Geschlechts auf, den die Betroffenen mit ihren GesprächspartnerInnen führen.⁵ Sie gehen dabei von einer leiblich fundierten Phantasie aus. Dies werde ich mithilfe einzelner Thesen Husserls in der Lesart von Richir zu belegen versuchen. Aus der Vielzahl derjenigen, die an der „Behandlung“ Transsexueller beteiligt sind, wähle ich die PsychoanalytikerInnen, um die Gegenseite der Auseinandersetzung darzustellen⁶ Phantasien werden in dieser zweiten Perspektive häufig in ihrem Verhältnis zu gesellschaftlichen Regulierungen und Verboten gesehen und werden damit Teil eines Einordnungsmanuals für psychopathologische Erscheinungen.

Als Anfang ihrer Schwierigkeiten nennt Frau B. das Strumpfhosenerlebnis. Sie, damals er, phantasiert sich in die fremde Geschlechterrolle, indem er eine Mädchenstrumpfhose anzieht. Damit verstieß er seiner Ansicht nach gegen ein strenges Verbot. Lynn Convey, eine amerikanische transsexuelle Frau, die in den

³Diese Angaben sind Zitate aus dem Anamnesebogen.

⁴Der Name, mithilfe dessen diese Geschlechtstransposition stattfand, war ein anderer, welcher aus Gründen der Anonymisierung nicht genannt wird.

⁵Lindemann hat dies mikrosoziologisch am Beispiel des Vornamens überzeugend exemplifiziert (vgl. Lindemann 1993, 165 ff.).

⁶Eine Entscheidung darüber, ob die Behandlung der Transsexualität von der Krankenkasse zu übernehmen ist oder nicht, muss beide Perspektiven berücksichtigen.

Sechziger Jahren mithilfe Harry Benjamins, des Vaters der modernen Transsexuellenbehandlung, ihr Geschlecht wechselte, beschreibt eine ähnliche Erfahrung.⁷ Auch bei ihr steht eine Bekleidungsphantasie am Beginn ihrer Geschichte als Transsexuelle: Sie, in den Vierziger Jahren des Zwanzigsten Jahrhunderts noch ein männliches Kind, fragt seine Mutter, ob diese ihm ein rosa Kleid mit Rüschen kaufen würde. Sein Wunsch trifft auf eine derartig heftige Ablehnung der Mutter, dass das Kind seine Phantasien in der Folge verschweigt.

Ian Hacking hat in die Debatte um die soziale Konstruktion, als die das Geschlecht in manchen Diskursen aufgefasst wird, die Millsche Unterscheidung zwischen interaktiven und indifferenten (inaktiven oder natürlichen) Arten (Hacking 1999, 104 f.) eingebracht. Interaktive Arten verändern sich durch die Klassifikation, die sie aufgeprägt bekommen. Als Beispiel kann ein Lob gelten: Während wir jemanden für besonders fähig erklären, wird er/sie (innerhalb bestimmter Grenzen) fähig werden unabhängig davon, ob er/sie es vorher war. Inaktive Arten bleiben, was sie sind, auch im Prozess ihrer Klassifikation. Ein Beispiel wäre der Schlaf. Das (biologische) Geschlecht im Sinne von sex galt lange Zeit als indifferente Art. Judith Butler hat dagegen eingewendet, dass wir dasjenige, was wir für biologisch vorgegebene Geschlechtsmerkmale halten, erst im Gefolge eines sprachlichen Unterscheidungs- und Benennungsprozesses wahrnehmen und zu einer Ontologie erstarren lassen (Butler 1991, 60; 1995, 33). Butler gibt zudem zu bedenken, dass solche Benennungsprozesse durch Machtverhältnisse, wie sie zwischen den Geschlechtern bestehen, strukturiert werden.

Was wir heute unter Geschlecht verstehen, hat neben der biologischen noch eine zweite Seite, welche mit Hacking als interaktiv zu bezeichnet ist: Gender, die geschlechtskonforme Rolle, ist der Begriff für dasjenige am Geschlecht einer Person, was einer Veränderung durch sprachliche Akte weniger Widerstand entgegensetzt. Dies zeigt sich unter anderem am historischen Wandel der Bedeutung von gender-Symbolen wie Kleiderordnungen oder parentaler Aufgabenverteilung. Jemand bleibt weiblich, auch wenn sie Hosen trägt, jemand bleibt männlich, auch wenn er seine Kinder wickelt.

Um einer Person ein Geschlecht zuzuweisen, um ihrem Geschlecht eine Bedeutung zu geben, stützen wir uns zunächst einerseits auf die Wahrnehmung von gender und von sex, andererseits auf sprachliche Übereinkünfte, die unseren Wahrnehmungen einen Rahmen geben. Die Flexibilität der interaktiven Art gender wird dabei durch eine Kopplung an die weniger flexible, inaktive Art sex eingeschränkt. Unsere durch die Sprachgemeinschaft und ihre begrifflichen Festlegungen codierte Wahrnehmung eines Ensembles von körperlichen Geschlechtsmarkern (primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale wie Geschlechtsorgane oder Haarwuchs, Muskel- und Fettverteilung, Bewegungsstil) bildet die Basis unserer Geschlechtszuschreibungen. Wir kombinieren sie mit akustischen Ordnungsmustern, mit Sätzen von der Art: „Eine über ein bestimmtes Ausmaß hinausgehende Wölbung im Bereich der Brust ist in der Regel mit einem weiblichen Vornamen der Trägerin gekoppelt“ oder „Männer fahren leidenschaftlicher Au-

⁷ Vgl. <http://lynnconvay.com> zuletzt besucht am 15. Februar 2001.

to.” Sex-bezogene Muster sind häufiger optische, gender-bezogene treten vielfach akustisch in Form von diskursiven Bestimmungen an die Wahrnehmenden heran.⁸

Bei Transsexuellen fallen gehörte und gesehene Eindrücke teil- und zeitweise auseinander. Solche Verunsicherungen der diskursiven Normalität bedrohen konventionelle Bedeutungszuschreibungen. Im Fall von Frau B. gab es zum Beispiel gröbere Probleme mit Mitpatientinnen auf einer psychiatrischen Abteilung, in der Frau B. später aufgenommen war. Die anderen Frauen weigerten sich, Frau B. im Frauenschlafsaal schlafen zu lassen, da sie ihnen trotz Hormonbehandlung und operativer Geschlechtsumwandlung männlich erschien. Da dies kein Einzelfall ist, hat der Gesetzgeber für solche und vergleichbare Situationen eine Regelung vorgesehen. Beschwichtigende Normalisierungsbemühungen treten – zumindest in Österreich – häufig in Form von schriftlichen Bestätigungen auf. So gibt es für diesen Teil der Entwicklung von Transsexuellen ein ärztliches Attest, auf welchem dem Träger/der Trägerin bestätigt wird, dass „sein/ihr äußeres Erscheinungsbild“ „aufgrund einer Krankheitsdiagnose bzw. einer Krankheit und deren Behandlung den in Dokumenten angeführten Angaben über Geschlecht bzw. den ersten Vornamen nicht entsprechen“ könne.⁹

Transsexuelle wie Herr B. stellen die geschlechtliche Bedeutungszuschreibung auf den Kopf. Nicht sex bildet die Basis, auf der mithilfe von gender eine Geschlechtszuschreibung erfolgt, sondern gender gilt als Ausgangspunkt der Festlegung. Bereits als Kind verweigert Herr B. die erwartete Bedeutungszuschreibung für sein Geschlecht. Entgegen dem eigenen Augenschein, entgegen sämtlichen sprachlichen Übereinkünften phantasiert Johann B. eine Bedeutung seines gender, die in Widerspruch zu der konventionellen Bedeutung seines sex steht. Hierbei ist er nicht ganz allein: Zumindest seine Großmutter unterstützt diese vom Allgemeinüblichen abweichende Interpretation, wenn sie ihn Hanna nennt. Als Erwachsener radikalisiert Herr B. seine Position mit seinem Operationswunsch. Die Paradoxalität einer solchen Bewegung braucht nicht eigens betont zu werden. Herr B. tut nämlich beides: Er negiert und affirmiert die Kopplung der gängigen Referenten der Geschlechtszuschreibung. Er weist zwar die konventionelle gender-Zuschreibung zurück. Sein gender soll in einem ersten Schritt von seinem sex entkoppelt verstanden werden. In einem zweiten Schritt wendet er sich aber gegen seine erste Bewegung, indem er durch seinen Wunsch nach einer operativen Umwandlung seines sex die prinzipielle Koppelung von sex und gender wieder bekräftigt.

⁸ Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel: Der Tonfall einer Sprecherin dient uns genauso wie eine Glatze zur Identifikation von sex. Und Genderordnungen treten auch verschriftlicht und in diesem Sinne optisch auf. Man denke nur an die urinale Segregation öffentlicher Bedürfnisanstalten, die auf Schriftzügen basiert. Sehen und Hören fungieren als zwei sehr unterschiedliche, ineinander verflochtene Modalitäten, die unsere Bedeutungszuschreibungen bestimmen. Lindemann hat dafür plädiert, die Wahrnehmungsverhältnisse genauer zu untersuchen, was meines Wissens bis jetzt nicht geschehen ist. Sie meint, wir sollten, anstatt die Wahrnehmung und im Speziellen „das Sehen strukturell diskursiven Symbolismen einzufügen, [...], Schnittstellen zwischen Wahrnehmungs- und Diskursanalyse [...] formulieren“ (Lindemann 1995, 88).

⁹ Vgl. die entsprechende Empfehlung des Ministeriums für Arbeit, Soziales und Gesundheit (GZ: 20871/0-VIII/D/13/97).

Worauf stützt sich Herr B. in seinem ersten Schritt? Weder konventionelle Bedeutungszuschreibungen noch seine eigene Wahrnehmung können ihn zu der Überzeugung bringen, dass er eine Frau sei. Er wird vielmehr von seinen Phantasien geleitet. Phantasien sind nach Husserl flüchtig, schwankend, nicht greifbar, instabil, rasch wechselnd, gegenwärtige Erscheinungen eines Nicht-Gegenwärtigen (vgl. Hua XXIII passim; Richir 2000, 91). Die Wahrnehmung des Geschlechts, des eigenen wie des fremden, ist, das wissen wir seit Freud, von Kindheit an durch Phantasien begleitet. Und auch für Husserl eröffnet sich im Horizont jeder Wahrnehmung mit all ihren Unschärfen ein (phantasiegeladener?) Möglichkeitsspielraum, in dem die Genese des Sinns ihren Ort hat: „... im Wahrnehmen baut sich der Sinn selber immer weiter aus und ist so eigentlich in beständigem Wandel und läßt immerfort neuen Wandel offen“ (Hua XI, 20).¹⁰ Zwischen Phantasie und Wahrnehmung kann es fließende Übergänge geben. Die Grenze des Phantasierens kann daher nicht durch die Wahrnehmung festgelegt werden. Kann die Sprache eine solche Aufgabe erfüllen? Lassen sich hier Phantasie und Realität klar voneinander trennen? Auf den ersten Blick scheint die Sache klar: Die Sprache zieht scharfe (begriffliche) Grenzen (Eden 1998, 76; 84). Allerdings verändert sich dieser Eindruck sofort, wenn wir nicht Sprache als ein überindividuelles System vor Augen haben, sondern individuelles Sprechen. In einer phänomenologischen Sprachauffassung, wie sie Marc Richir und vor ihm Maurice Merleau-Ponty vertreten, wird den Phantasien der Sprechenden für die Genese von sprachlichen Bedeutungen großes Gewicht verliehen. Sprache wird nicht als Ensemble fertig vorhandener Bedeutungen aufgefasst, „so wie man einen Hammer holt, um einen Nagel einzuschlagen, oder eine Zange, um ihn herauszuziehen. Tastend kreist sie um eine Bedeutungsintention, die über keinen Text verfügt, der sie lenken könnte, sondern gerade dabei ist, ihn erst zu schreiben“ (Merleau Ponty 1993a, 67). Die Sprechenden stützen sich auf eine sogenannte gute Ambiguität, die sprachlichen Ausdrücken als solchen eignet.¹¹

Johann B. phantasiert sich ein neues Geschlecht. Er gibt seinem Geschlecht einen neuen Namen, „still, innerlich und einsam“ (Richir 2000, 78). Hier ist Vorsicht geboten. Spekulationen über privatsprachlich verfasste ursprüngliche Bedeutungen gelten schließlich zurecht als obsolet. Aber wie gesagt: bei Herrn B.s Phantasien handelt es sich keineswegs um fertige Bedeutungen, auf die ein Rekurs möglich wäre. Hier scheinen vielmehr Bedeutungen im status nascendi angesprochen, für deren begriffliche Verankerung in einem Sprachsystem eine Übernahme durch eine Sprachgemeinschaft erst noch erforderlich ist. Husserl weist einem solchen Möglichkeitsraum einen konkreten Ort zu, wenn er sagt, dass uns auch der nicht ausgesprochene Wortlaut phantasieartig vorschwebt. Diese Wortlaute sind „ohne Stellungnahme“. Obwohl ihnen „keine Stelle in der

¹⁰Der gebotenen Kürze wegen werden Husserls zahlreiche Umwege und Fragen zum Thema hier nicht dargestellt. Zum Verhältnis von Phantasie und Wahrnehmung bei Husserl vgl. auch Därmann (1995), 192 ff..

¹¹Kritisch ist an dieser Stelle mit Waldenfels anzumerken, dass Merleau-Ponty im Blick auf eine „historische Gesamtperspektive“ möglicherweise die „konkreten Bedingungen und Grenzen eines Ausdrucksprozesses“ vernachlässigt (Waldenfels 1983, 196). Ich denke hier beispielsweise an den Widerstreit zwischen dem kreativen Moment in einer einzelnen Aussage und der normativen Vorgabe des Begriffs, der von einer Sprachgemeinschaft akzeptiert ist.

wirklichen Welt“ (Hua XXVI, 12) entspricht, funktionieren sie als Fundamente bedeutungsgebender Akte „wie in den Fällen aktueller Rede die Wahrnehmungserscheinungen“ (ebd.). Derartige Phantasieerscheinungen des Wortes sind nach Husserl von einem Phantasieleib begleitet. Er ist gänzlich unbestimmt (Hua XIII, Text 10) und „[bewohnt] den Ausdruck auf nicht vorstellbare Weise“ (Ri-chir 2000, 82).

Herr B. geht von einer Phantasie seines gender aus. Diese Phantasie hat keinerlei Anhalt in seinem sex. Aus der eben beschriebenen phänomenologischen Perspektive erweist sich diese Richtung von gender zu sex, in der er sich eine neue Bedeutung seines Geschlechts zurechtlegt, keineswegs als abwegig. Seine gender-Phantasien werden von leiblichen Phantasien begleitet, die sich nach Husserl in keiner Weise an seinem konkreten Körper orientieren müssen. Eine theoretische Annäherung an das Phänomen der transsexuellen Bedeutung des Geschlechts sollte meiner Ansicht nach diesen Zug Husserls einbeziehen: Neben der imaginativen Seite der Bedeutungskonstitution ist auch die Rolle von Körper und Leib in Begleitung der genannten Phantasien zu bedenken.¹²

Die Fortsetzung der Geschichte des Herrn B. bietet Gelegenheit, den zweiten Schritt für die Bedeutungs-genese des transsexuellen Geschlechts, nämlich die Überführung in das phantasierte Zielgeschlecht, genauer zu untersuchen. Die Rolle der beteiligten Behandelnden¹³ schwankt zwischen der einer/s Geburtshelferin/s und der eines/r Psychiaters/in. Vordergründig fungieren sie als Vertreter eines fixierten begrifflichen Codes, der den Phantasien der Betroffenen einen Ort im Sprachsystem anweist, und gehen als Chirurgen sogar so weit, mittels geschlechtsumwandelnder Operation auch formierend auf die Wahrnehmung des sex des Betroffenen einzuwirken. Herrn B.s weitere Geschichte wird zu einer Krankengeschichte. Ich werde im folgenden darstellen, welche psychoanalytischen Erklärungen für diesen Verlauf bereitstehen, um abschließend darauf hinzuweisen, dass der gesellschaftliche Rahmen, in dem die Phantasien und die Behandlung der Phantasierenden stehen, mit zu berücksichtigen ist.

Herr B. unterzog sich einer durch ministerielle Empfehlungen¹⁴ geregelten Behandlung. In deren Rahmen erfolgten eine endokrinologische Therapie, ein über ein Jahr anberaumter Alltagstest in der transvestitischen Rolle einer Frau und eine Fülle von Gutachten und Befunden, z.B. eine zytologische Untersuchung des Karyotyps des Patienten, wobei sich dieser als chromosomal normaler Mann

¹²Damit wende ich mich gegen Waldenfels Position, der hinsichtlich geschlechtsumwandelnder Operationen von einem furor constructivisticus (Waldenfels 1997, 84) spricht, dem es Einhalt zu gebieten gälte, da er sich mit einer Unkenntnis des fremden Geschlechts, mit einer mangelnden Antwort auf einen fremden Anspruch verbinde (ebd., 81). Seiner Einschätzung sei an dieser Stelle auch der Hinweis auf einen phänomenologisch motivierten Fallbericht gegenübergestellt, der mit einer operativen Geschlechtsumwandlung endet: Medard Boss riet 1950(!) einem Patienten zur Operation, wobei er seinen psychotherapeutischen Kollegen, die seine Entscheidung kritisierten, „eine gewaltige[] und höchst eigenmächtige[] Überschätzung der materiellen Leiblichkeit des Daseins“ vorwarf (Boss 1950/51, 399).

¹³Vgl. bezüglich der Behandlungsplanung Fischl/Vlasich (1998).

¹⁴Vgl. Empfehlung des Ministeriums für Arbeit, Soziales und Gesundheit (GZ: 20871/0-VIII/D/13/97).

erwies. Psychiatrische Gutachten attestierten dem Patienten abgesehen von seiner Transsexualität Unauffälligkeit.

Direkt im Anschluss an die Operation klagte Frau B. über Schmerzen im rechten Bein, für die kein morphologisches Korrelat gefunden werden konnte. Frau B. litt in der Folge unter anhaltenden Unterleibschmerzen, die schließlich mit einer Kombination aus Antidepressivum, Mood Stabilizer, Tranquilizern und Opiaten behandelt wurden. Frau B. begann, einen Medikamentenabusus zu entwickeln. Genau zwei Monate nach der geschlechtsumwandelnden Operation unternahm sie den ersten Selbstmordversuch. Es folgten mehrere Aufnahmen auf psychiatrische Abteilungen teils im Rahmen weiterer Suizidversuche, teils unter dem Bild eines akuten präsuizidalen Syndroms, wobei die Patientin von imperativen Stimmen erzählte, die ihr den Selbstmord nahelegten. In den Gesprächen während ihrer stationären Aufenthalte stellte sie das Problem in den Vordergrund, ein positives Selbst- und Körperbild unter den durch die Operation veränderten Umständen zu entwickeln. Frau B. hat nach der Operation massiv an Gewicht zugenommen, wiegt zuletzt mehr als 150 kg, womit ihre Klage in Zusammenhang zu bringen ist, dass sie keinen „Platz im Leben“ finden können. Hierzu gehört auch, dass die wichtigste Bezugsperson der Patientin die Exehegattin bleibt und Frau B. deren neuen Freund in ihrer Wohnung beherbergt.

Frau B. ist nunmehr für längere Zeit Patientin geworden, eine Patientin, die der Umsetzung ihrer Phantasien zum Opfer gefallen ist. Sehen wir uns den Verlauf psychoanalytisch an, denn das Rohmaterial wie Resultat analytischer Arbeit bilden bekanntlich die Phantasien (Laplanche/Pontalis 1992, 10 und 30). Freud verstand unter Phantasien zwei sehr unterschiedliche Realitäten: die subliminalen Vorstellungen, wie sie insbesondere in den Tagträumen zum Ausdruck kommen, und die unbewussten Phantasien, den primären Inhalt der unbewussten psychischen Prozesse (Laplanche/Pontalis 1992, 44). Für beide hatte Freud dasselbe Problem, das auch für Herrn B.s Phantasien über seine Geschlechtszugehörigkeit besteht: Worauf gründen solche Phantasien? Worin haben sie ihren ursprünglichen Referenten? Freud entwickelte mehrere Hypothesen auf seiner Suche nach dem „Felsgestein des Realen“ (Laplanche/Pontalis 1992, 36) der Phantasie. Die Verführungstheorie nimmt ein traumatisierendes Ereignis als Ausgangspunkt an. Freud verwarf sie bekanntlich 1897. Die phylogenetische Perspektive postuliert eine seit Urzeiten bestehende soziale Realität, die in der Phantasie des/r einzelnen wiederholt wird. Von der verabschiedeten Verführungstheorie bleibt schließlich das Prinzip der Nachträglichkeit übrig, mithilfe dessen Freud die zweizeitige Genese von Phantasien beschreibt: Zu einem ersten Zeitpunkt erfolgt eine prä-symbolische Strukturierung des Feldes, zu einem zweiten Zeitpunkt wird nachträglich wiederholt und symbolisiert. Laplanche und Pontalis haben die strukturelle Ähnlichkeit der Phantasiegenese zur Lacanschen Theorie der Entstehung einer Psychose hervorgehoben. Für die medizinische Klassifikation der Transsexualität und für Frau B. ist dies ein entscheidender Punkt. Im Gegensatz zu den Phantasien misslingt im Falle der Psychose die symbolische Integration des ersten „grob Realen“ beim späteren Versuch einer wiederholten Symbolisierung (Laplanche/Pontalis 1992, 33). Diese Strukturähnlichkeit läßt deutlich werden, weshalb Frau B. zur Patientin wird. Da ihre Phantasien trotz operativen Ein-

griffs nicht wirksam innerhalb ihres sprachlichen und sozialen Umfeldes gelebt werden können, gerät sie in eine psychotisch anmutende Position.

Transsexualität wurde medizinisch früh mit der Psychose in Verbindung gebracht. Im 19. Jahrhundert fassten Krafft-Ebing in seiner *Psychopathia sexualis* oder Esquirol die Transsexualität als einen Wahn auf. Sigusch e.a. klassifizierten sie Ende der Siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts als eine Perversion. Springer versuchte zum selben Zeitpunkt eine alte Tradition fortzusetzen, die behauptete, Transsexualität sei eine Spielart männlicher Homosexualität, die geschlechtsumwandelnde Operation gleiche einer homosexuellen Panikreaktion. Inzwischen hat sich im deutschen Sprachraum die Gewohnheit etabliert, Transsexualität als eine Form einer borderline-Persönlichkeitsstörung aufzufassen. Auch Frau B. wurde nach ihrem Selbstmordversuch unter dieser Kategorie eingeordnet. Der Transsexualität als solcher wird damit ein Hang zu psychotischen Zusammenbrüchen, Selbstverstümmelungen und Selbstmord zugeschrieben.¹⁵

Frau B.s Phantasien werden nunmehr als pathologisch eingestuft. Damit stellt sich die Frage, ob sich gesunde und kranken Phantasien bereits im Laufe ihrer Genese unterscheiden lassen. Die erwähnte psychoanalytische Strukturähnlichkeit zwischen Phantasie- und Wahn-genese erleichtert die Antwort nicht. Jacques Lacans explizite Beiträge zur Frage der Transsexualität beschränken sich auf einzelne Bemerkungen. So spricht er in einem Text aus 1960 vom delirierenden (d.h. wahnhaften) Stil des (männlichen) Transsexuellen und wendet sich 1971 gegen den Versuch Stollers, Transsexualität mithilfe des lerntheoretischen Begriffs der Konditionierung erklären zu wollen. Erst die Ausarbeitungen seiner Schüler (Moustapha Saffouan, Agnes Faure-Oppenheim, Catherine Millot) lassen sein Konzept deutlich erkennbar werden. Voraussetzung seiner Deutung ist die Universalität des Ödipus-Komplexes und der mit diesem verbundenen Zwei-Geschlechter-Ordnung.¹⁶ Ein Kind muss, um sich aus der Dyade mit seiner Mutter zu lösen, zweierlei anerkennen: Dass es unvollständig (sterblich) ist und dass es entweder weiblich oder männlich ist. Bleibt diese Anerkennung aus, ist ein Eintritt in die (väterlich dominierte) symbolische Ordnung nicht möglich. Psychose, Neurose und Perversion sind verschiedene Formen, den Übertritt zu verfehlen. Der Transsexuelle anerkennt zwar die Aufteilung in weiblich und männlich, verweigert aber eine Annahme des Platzes, der ihm in dieser Ordnung zugewiesen wird.¹⁷ Frage ist, als was diese Verweigerung aufzufassen ist. Transvestitisches Verhalten, das bei Herrn B. in Form von Ritualen um die kindlichen Strumpfhosenphantasien besteht – ich habe dies als den ersten Schritt bezeich-

¹⁵Nur ganz nebenbei seien hier noch psychobiologische Bemühungen erwähnt, ein Transsexualitätsgen zu finden. So wurde 1955 ein Zellmembranglykoprotein, das Y-chromosomal kodierte Histokompatibilitätsantigen Y, kurz H-Y-Antigen (Sigusch 1995, 71) als ursächlicher Faktor der Transsexualität isoliert. Diese Hypothese erwies sich allerdings nicht als haltbar.

¹⁶Für eine Kritik an diesen beiden Prämissen, die sich explizit gegen Freud, implizit aber stärker noch gegen Lacan richtet, vgl. Deleuze/Guattari 1977, 76 und 89. Zumindest bei Freud sehen die Autoren die These eine primären Bisexualität klar angelegt, vor deren Hintergrund die Transsexualität neu zu beurteilen wäre.

¹⁷Als Hintergrund der Unfähigkeit des Transsexuellen fungiert in diesem Schema nach Saffouan eine Mutter, die ihrerseits ihre Position, nämlich das Phallus-Sein, in der symbolischen Ordnung verfehlt und ihren Sohn an diese Stelle gerückt hat (Runte 847f.).

net, in dem eine Kopplung zwischen sex und gender geleugnet wird – begnügt sich mit einer spielerischen, passageren Verweigerung, die symbolische Ordnung zu akzeptieren. Diese wird verleugnet. Das Verhalten wäre nach Lacan als pervers zu qualifizieren. Bis zum zweiten Schritt, der Affirmierung der Kopplung von sex und gender, vergehen allerdings oft Jahre. Während dieser Zeit, in der schon des Zeitrühmens wegen große Hartnäckigkeit von den Betroffenen gefordert ist, befinden sich diese nolens volens in einer psychotischen Sprechsituation: Die Bedeutung, die sie ihrem gender (und ihrem noch nicht veränderten sex) geben, isoliert sie von den anderen SprecherInnen. Aus dieser Isolierung soll die operative Umwandlung herausführen. Diese wird damit, wenn wir Lacan weiterdenken, definitionsgemäß zu einer *passage à l'acte*. Die Operation soll die Basis eines neuen Bedeutungsgeflechts, einer (teilweise) neuen symbolischen Ordnung, schaffen, in welchem für sex und gender der Betroffenen größtmögliche Kohärenz hinsichtlich Phantasie, Wahrnehmung und Benennung besteht.¹⁸ Wichtig ist mir hier, dass das Lacansche Schema verständlich werden läßt, wie es überhaupt zu einer Pathologisierung von Transsexualitätsphantasien kommen kann. Neben den erwähnten zeitlichen Regimen beim Geschlechtswechsel, die eine Affirmierung des Zielgeschlechts gegen die eigene Wahrnehmung und gegen die anderen SprecherInnen über einen längeren Zeitraum erforderlich machen, ist hier nämlich auch ein inhaltliches Moment zu berücksichtigen: Bei der Neuschöpfung der Bedeutung des eigenen Geschlechts wird nicht irgendeine Bedeutung reformuliert. Die männliche Phantasie, eine Mädchenstrumpfhose zu tragen, unterscheidet sich in einem wichtigen Punkt von z.B. der Phantasie eines Kindes welchen Geschlechts auch immer, LokomotivführerIn zu werden. Sie zielt auf den Kern einer auf Zweigeschlechtlichkeit aufruhenden Sprach- und Sprechordnung, in der es nur mythischen Gestalten wie Theiresias gestattet ist, in einem Leben (nacheinander) beides zu sein, nämlich Mann und Frau.¹⁹

Der Verlauf von Frau B.s Krankengeschichte ist, wie sich hier zeigt, keineswegs nur als eine perverse oder psychotische Entwicklung einer Patientin zu deuten. Solche Klassifikationen spiegeln gleichzeitig das Gewicht normativer Vorgaben vonseiten bestehender Gesellschaftsordnungen für die Genese des eigenen Geschlechts wider. Die Fallvignette soll nun nicht darüber hinwegtäuschen, dass im gesellschaftlichen Umgang mit dem Phänomen der Transsexualität gerade in den letzten Jahren auch neue Blickpunkte entstanden sind. War es beispielsweise in vielen amerikanischen Bundesstaaten bis vor zwanzig Jahren noch un-

¹⁸Es ist für meine Überlegungen an dieser Stelle weniger interessant, dass Lacans Modell keine hinreichende Erklärung für den Frau-zu-Mann-Transsexuellen bereithält. KennerInnen seiner misogynen, phallogozentristischen Arbeiten wird dies wenig wundern, gilt ihm doch z.B. Lesbianismus nicht als Homosexualität, da letztere die Liebe zu einem Mann impliziere. Weibliche Homosexualität bedarf einer Frau in einem Verhältnis zu einem Mann, wobei sich die Frau als Mann *gueriert* (Lacan SE XX, 78 f., dt.: 91 f.). Bezüglich der sich in seinem Spätwerk wandelnden Position Lacans zur Frage der Normativität einer Geschlechterordnung vgl. Kadi (2002).

¹⁹Dieses Verbot ist meines Erachtens auch ein wichtiges Moment für die Schwierigkeit mancher Transsexueller, ihre Geschichte vor und nach einer Operation als Kontinuum aufzufassen. Vgl. dazu nochmals <http://lynnconvay.com>
Lynn Convay war jahrzehntelang als erfolgreiche Wissenschaftlerin tätig, ohne ihre männliche Vergangenheit in ihre Biographie zu integrieren.

widersprochen erforderlich, dass sich eine prospektiv transsexuelle Person vor einer Geschlechtsumwandlung von einem/r vorherigen Ehepartner/in trennt, so sind solche Bestimmungen inzwischen aus den meisten Behandlungsregimen verschwunden. Darüber hinaus gibt es Indizien, dass die strenge Koppelung von sex an gender in manchen gesellschaftlichen Enklaven eine Lockerung erfährt.²⁰ Statt transsexueller Karrieren mit unsicherem Ausgang werden dort nunmehr auch Transgender-Lebensformen gefördert (Fausto-Sterling 2000, 107).²¹

Das Strumpfhosenverbot markiert den Anfang eines Kampfes um eine neue Bedeutung mit ungewissem Ausgang. Den innovativen Phantasien von transsexuellen/transgender Personen wie Herrn B. steht eine schwerfällige symbolische Ordnung gegenüber. Sie wird durch MedizinerInnen oder JuristInnen ebenso repräsentiert wie durch ein skeptisches soziales Umfeld der Betroffenen. Sie alle entscheiden im einzelnen Fall mit, welchen status die Wünsche der Betroffenen erhalten, ob sie als phantasievoller Anstoß für eine Bedeutungsverschiebung, als perverse Praxis am Rande des Erlaubten, als wahnhafter Verstoß gegen geltende begriffliche Festlegungen oder Anfrage an eine Gesellschaft qualifiziert werden, die Rigidität ihrer Geschlechternormen zu diskutieren. Einzelne allein können nicht für das Ent- und Bestehen neuer Bedeutungen sorgen. Das zeigt auch Frau B.s Geschichte.

²⁰In unseren Breiten sind Bemühungen in eine solche Richtung an einzelnen Facetten der Populärkultur noch leichter abzulesen als an wissenschaftlichen Auseinandersetzungen. Vgl. dazu <http://www.das-verordnete-geschlecht.de/>

²¹Zur Vielfalt von gender in Geschichte und Gegenwart vgl. Lorber 1999, 141-160.

1 Bibliographie

Boss, Medard (1950/51), Erwiderung zum Bericht über mein Referat auf der 66. Wanderversammlung der südwestdeutschen Psychiater und Neurologen in Badenweiler. 1. Leitthema: Daseinsanalyse. In: *Psyche* 4, S. 394-400.

Butler, Judith (1991), *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: edition suhrkamp.

Butler, Judith (1995), *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Berlin Verlag.

Därmann, Iris (1995), *Tod und Bild*. München: Wilhelm Fink Verlag.

Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1977), *Anti-Ödipus*. Frankfurt/M. : Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.

Eden, Tanja (1998), [Vagueness] - Grenzen logischer Bestimmtheit aus phänomenologischer und aus sprachanalytischer Sicht. In: *Trinks* (1998), S. 69-87.

Fausto-Sterling, Anne (2000), *Sexing the Body*. New York: Basic Books.

Fischl, Franz H., Vlasich, Elisabeth (Hg.) (1998), *Transsexuell – Transgender: Der Weg ins andere Geschlecht*. Gablitz: Krause & Pachernegg.

Hacking, Ian (1999), *The social construction of what?* Cambridge, Massachusetts, London (England): Harvard University Press.

Husserl, Edmund (1966), *Analysen zur passiven Synthesis*. Aus Vorlesungs- und Forschungsmanuskripten (1918-1926) (hg. von M. Fleischer). Zit. als Hua XI. Den Haag: M. Nijhoff.

Husserl, Edmund (1973), *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität*. Texte aus dem Nachlaß. Erster Teil (1905-1920)(hg. von I. Kern). Zit. als Hua XIII. Den Haag: M. Nijhoff.

Husserl, Edmund (1980), *Phantasie, Bildbewusstsein, Erinnerung*. Zur Phänomenologie der anschaulichen Vergegenwärtigung (hg. von E. Marbach). Zit. als Hua XXIII. Den Haag: M. Nijhoff.

Husserl, Edmund (1987), *Vorlesungen über Bedeutungslehre*. Sommersemester 1908 (hg. von U. Panzer). Zit. als Hua XXVI. Den Haag: M. Nijhoff.

Kadi, Ulrike (2002), *Frauenmuster – Musterfrauen*. Erscheint demnächst in RISS.

Laplanche, Jean, Pontalis, Jean-Bertrant (1992), *Urphantasie: Phantasien über den Urprung, Ursprünge der Phantasie*. Frankfurt: Fischer Taschenbuch Verlag.

Lindemann, Gesa (1993), *Das paradoxe Geschlecht: Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuchverlag.

Lorber, Judith (1999), *Gender-Paradoxien*. Opladen: Leske und Budrich.

- Merleau-Ponty, Maurice (1993), *Die Prosa der Welt*. München: Fink.
- Merleau-Ponty, Maurice (1993a), *Die Wissenschaft und die Erfahrung ihres Ausdrucks*. In: Ders. (1993) S. 33-68.
- Runte, Annette (1985), *Das Geschlecht der Engel. Zur Transsexualität in der Lacan-schule* (M. Saffouan, A. Faure-Oppenheimer, C. Millot). In: *Psyche* 39, S. 830-862.
- Sigusch, Volkmar (1995), *Geschlechtswechsel*. Hamburg: Rotbuch.
- Stoller, Silvia, Vetter, Helmuth (Hg.) (1997), *Phänomenologie der Geschlechterdifferenz*. Wien: WUV.
- Trinks, Jürgen (Hg.) (1998), *Mesotes: Jahrbuch für philosophischen Ost-West-Dialog 1998: Das Phänomen und die Sprache*. Wien: Turia + Kant.
- Waldenfels, Bernhard (1983), *Phänomenologie in Frankreich*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1997), *Fremdheit des anderen Geschlechts*. In: Stoller/Vetter (1997), S. 61-86.